Mass-Nahme

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin**

Band (Jahr): **19 (2012)**

Heft 208

PDF erstellt am: **05.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Illustration: Rahel Eisenring

MASS-NAHME

Die Melancholie von Teebutter

«Warum heisst Butter in Österreich Teebutter?», frage ich den Haberer an einem düsteren Mittag im Eurospar-Restaurant in Floridsdorf. Es hat den Kantinencharme des früheren Epa-Restaurants am Bohl, wo es immer am Abendverkauf heissen Fleischkäse und Härdöpfelsalat für einen Fünfliber gab. Das Essen ist lauwarm, nahrhaft und billig. Die Angestellten und wir Gäste würden auch gut in ein Bahnhofbuffet passen. Wobei das in St.Gallen, wie die Epa, längst Starbucks und Co. geopfert wurde.

Wir waren an den Stadtrand geflüchtet, weil wir kein Tschingelbellsklingelingeling mehr hören und keinen Punsch mehr riechen konnten. Seit November und wohl noch bis Ostern droht hinter jeder Ecke ein Weihnachtsmarkt oder -dorf, und sie erschlagen sich gegenseitig mit Superlativen: der grösste, der schwerste, der älteste Christbaum, die meisten Lämpchen, die längste Krippe. Daneben wühlen andere in den Mistkübeln.

Die Auslagen in den Schickeriameilen sprengen jede Vorstellungskraft. Die Leute im Pelz prüfen sie mit strategischer Kaufabsicht, während die im dünnen Kunstfasermantel ihre Nasen an die Scheiben drücken, um zu sehen, ob das Handtäschchen wirklich 3200 Euro kostet und nicht 32.

«Hm», sagt der Haberer und bestreicht seine Semmel, «was weiss i, Teebutter ist Teebutter.»

«Wird die etwa gestreckt, wegen der Eurokrise? Bei uns ist Butter Butter.»

«Na, wenn das deine Vergleichsstudien sind, dann muss dir schön fad sein.»

Ja, mein Rundgang am Vorabend auf der Suche nach kulturellen und kulinarischen Schmankerln war ein Stimmungskiller: nichts als Nebel, menschenleere Strassen (abgesehen vom Autoverkehr am Gürtel) und einsame Würstl-, Kebab- und Nudelboxstände.

«Wien im Winter ist wie St.Gallen, am Tag grau und am Abend tot.»

«Wir sind auch nur Menschen», knurrt der Haberer und schlürft sein Weichgekochtes. «Winterblues, eh?»

«Kein Wunder bei dem Nebel. Bei uns brauchst nur ein paar Minuten in die Höhe und hast eine echte Chance auf blauen Himmel.»

Der Haberer wickelt sich in den Mantel. «Auf geht's.» Er schiebt mich in den 38erA, wir fahren in die Höhe. Kahlenberg: Nebel. Leopoldsberg: Nebel. Wieder unten verdrücken wir eine Tüte Maroni. Wenigstens an den Maroniständen herrscht soziale Gerechtigkeit. Erstens werden in der gleichen Pfanne auch Braterdäpfel geröstet. Zweitens kostet in den Randbezirken das Dutzend Maroni um die 2.50, stadteinwärts steigen die Preise beständig, bis man im Ersten etwa 3.50 für neun Stück bezahlt. An dem System könnten sich die EU-Hebelkommissäre ein Beispiel nehmen.

Am Abend finden wir doch noch einen sehenswerten Film, in den Tuchlauben. Auf dem Heimweg ziehe ich unter den zentnerschweren Weihnachtslüstern den Kopf ein, und der Haberer wird sentimental. «Schea», haucht er.

«Immerhin hab ich die Wahl, ob ich in Wien von überdimensionierten Klunkerbomben erschlagen oder in St.Gallen von leuchtenden Morgensternen aufgespiesst werde.»

«Ist echt nicht dein Tag heute», knurrt der Haberer, spendiert dann aber doch einen Superbeerenpunsch. «Na, was is, das gibt gleich bessere Laune. Prost Neujahr!» Ich blicke tief in mein Teeglas. «Nun weiss ich immer noch nicht, warum es Teebutter heisst.» *Monika Slamanig*

LESERINNENBRIEF

Unsichtbar gemacht

Schon als junges Mädchen wurde ich von meiner Patentante in St.Gallen auf handgefertigte Spitzen aufmerksam gemacht und von ihrer Begeisterung für diese künstlerisch grossartigen Fadenarbeiten angesteckt. Auf Kopfkissenüberzügen, Leintüchern und Tischwäsche applizierte sie mit Leidenschaft und grosser Liebe alte handgefertigte Spitzen, welche sie als fundierte Kennerin sammelte, wusch, sorgfältig stärkte und bügelte. Für meine Aussteuer liess sie verschiedene Stickerinnen im Appenzellerland die typischen, in blau gearbeiteten Hohlsäume in unsere Leintücher und Kopfkissenbezüge sticken. Ich durfte sie damals auf diese Auftragsgänge begleiten. Wie staunte ich als junge Frau aus der Stadt über die Kunst der Appenzellerinnen und über ihre oft bescheidenen Einrichtungen an Stickrahmen und Lichtquellen in den niederen Stuben der abgelegenen Bauernhäuser!

Als ich von der Ausstellung «stgall» erfuhr, freute ich mich auf die angekündigte umfassende Übersicht dieser Schätze. In der Ausstellung dann wurde mir immer deutlicher bewusst, dass innerhalb all der prächtigen Exponate die Schöpferinnen der Kostbarkeiten unsichtbar bleiben. Nach der Ausstellung glaubte ich noch, mich getäuscht zu haben – wir hatten wohl bei unserem Rundgang einen Saal übersprungen. Also fragte ich telefonisch im Museum nach und erfuhr, dass die Ausstellungsmacher bewusst darauf verzichtet hätten, die Urheberinnen dieser handgefertigten Kunstwerke und die späteren (Maschinen-) Stickerinnen zu erwähnen, weil das «den Rahmen der Ausstellung gesprengt hätte».

Wie ist es möglich, dass der international renommierte St.Galler Stoff-Designer Martin Leuthold und der Luzerner Kostümbildner Bernhard Duss in Zusammenarbeit mit der Kuratorin des Museums, Ursula Karbacher, Frauen aus fünf Jahrhunderten, die unter oft schwierigsten Bedingungen wundervolle Kunstwerke geschaffen haben, kurzerhand unsichtbar machen?

Auch im Text des Ausstellungsführers werden die Spitzenkünstlerinnen lediglich Arbeiterinnen oder Spitzenmacherinnen genannt, während die Männer, welche viel später in der Geschichte maschinell hergestellte Spitzen fertigen, Sticker sind. Dies alles unter dem Versprechen der Ausstellungsmacher, den Besucherinnen und Besuchern eine umfassende Übersicht der Geschichte der Spitze zu gewähren? Die in «stgall» gezeigte Spitzengeschichte wurde ihrer Wurzeln beraubt und hinterlässt aus diesem Grunde einen enttäuschend mangelhaften Überblick über die Geschichte der Spitzen.

Seit Jahrtausenden versuchen Geschichtsschreiber das Wirken von Frauen in der Kulturgeschichte abzuspalten, lächerlich zu machen oder als irrelevant zu diskriminieren. Dass dies im Jahre 2011 noch immer geschieht, ist meiner Meinung nach ein Skandal. *Elisa Bolliger-Eggli, Aarau*

MAAG & MINETTI
STADTGESCHICHTEN

Taubensprache

Wenn er dazukommt, beschäftigt sich Maag mit Sprachen, insbesondere der Taubensprache. Jetzt, da er diese einigermassen zufriedenstellend spricht, trägt er sich mit dem Gedanken, Minetti in sein Geheimnis einzuweihen. Die Frage ist, ob ihm dieser notorische Zweifler glauben wird. Was tun? Ihm zuerst das System, quasi die Grammatik offenlegen? Ihm darauf ein paar Sätze vorsprechen und sie vergleichend analysieren? Oder einen Minetti wichtigen Gedanken, mit der gebotenen Feinfühligkeit in der Wortwahl, in die Taubensprache übertragen?

Und wenn ihm dieser immer noch nicht glauben würde? Er meint, ihn mit jenem Hauch von Anzüglichkeit, den er seinen Zweifeln meist beimengt, sagen zu hören: «Und jetzt? Erwartest du von mir, dass ich dieses Gegurre oder Gestammel als Beweis akzeptiere?» Ob er ihm dann die Probe aufs Exempel, mit einer echten Taube, zum Beispiel im Zentralpark, auf dem Zentralfriedhof oder gar auf dem Zentralplatz – vor anderen Zuhörern! – vorschlagen soll? Minetti könnte die Dialogeröffnung in Menschensprache formulieren und selbst die Übertragung vornehmen, mit dem entscheidenden Unterschied, dass diesmal die Qualität seiner Arbeit vom Zielsubjekt umgehend quittiert würde.

Um seine Zweifel auszuschalten, müssten sie sich auf eine repräsentative Anzahl von Versuchen mit verschiedenen Tauben, aber selbstverständlich gleicher Botschaft einigen. Doch was würde repräsentativ heissen? Wenn es allein in der eigenen Stadt, grosszügig geschätzt, eine Population von gegen 100'000 Tauben gibt, rechnet Maag stumm, müsste der Versuch mit mindestens einem Promille sorgfältig ausgesuchter Exemplare (Alter, Geschlecht, Stadtviertel und so weiter), also hundert …

Er bricht ab, rechnet nach und schüttelt resigniert den Kopf. Wie denn an hundert Tauben in der geforderten Durchmischung herankommen, um Minettis Zweifel endgültig auszuräumen! Das ist ein aussichtsloses Unterfangen, gesteht er sich ein und beschliesst, ihn nicht einzuweihen, vorerst wenigstens, er wird es sich jedoch nicht nehmen lassen, bei Gelegenheit eine entsprechende Anspielung zu wagen. *Christoph Keller und Heinrich Kuhn*

KULTURFÖRDERUNG

Toggenburger Kulturtheater

Die Toggenburger Laien spielen öfters Theater. Sei es im Schwank des Dorftheatervereins oder wie neulich bei einer Vorstellung des Anfang 2011 gegründeten Vereins Kultur Toggenburg. Analog seiner Nachbarn Südkultur und der Rheintaler Kulturstiftung ist er neu für die Vergabe von Kulturbeiträgen unter 10'000 Franken zuständig. Der Verein, dessen acht Mitglieder gleichzeitig auch im Vorstand sitzen, verfügt über ein Budget von 190'000 Franken pro Jahr. 70'000 Franken aus dem Lotteriefonds, die restlichen 120'000 Franken kommen von den Gemeinden des Wahlkreises Toggenburg (3 Franken pro Einwohner).

Im Ensemble spielen drei Gemeindevertreter (wobei Christian Spörle, der Gemeindepräsident von Ebnat-Kappel, auch der Regisseur ist) und vier Kulturelle (alle sind Subventionsbezüger oder vertreten solche). Intendantin ist Katrin Meier, Chefin des Amts für Kultur St.Gallen. Man leistet sich einen (nichtstimmberechtigten) Regieassistenten in der Person von Daniel Blatter (im OK der Jazztage Lichtensteig und Geschäftsstellenleiter der regionalen Wirtschaftsentwicklungsorganisation toggenburg.ch).

Die Premiere des Stücks «Toggenburger Kulturforum» findet am 11. November im Kraftwerk Krummenau statt. Im Publikum sitzen rund vierzig geladene Gäste. Nach der Vorstellung des Ensembles, dessen Sinnhaftigkeit und seiner Absichten («Vernetzung!», «Transparenz!», «Geld…!»), bittet der Regisseur zur Vorstellung der Kleinkulturvereine. Da diese den Anwesenden (ausser einigen Mitgliedern des Ensembles) bekannt sind, wartet das Publikum frustriert. Der Vorhang fällt nach eineinhalb Stunden Einwegkommunikation. Fragen sind nicht erwünscht. Das Publikum schreitet zum «Apéro riche». Es sind Worte wie «Peinliche Vorstellung», «Farce» oder «Die reden nur vom Geld» zu hören.

Intermezzo: Im Laufe des Jahres 2011 laden Regisseur und Assistent zu Hearings mit den Veranstaltern beziehungsweise Kunstschaffenden. Der vor gut zwei Jahren ins Amt gewählte Gemeindepräsident möchte die Kulturellen des Tales kennenlernen. Dabei bläst diesen der neue Wind im Toggenburger Kultursubventionswesen scharf entgegen. Über die Presse gibt man im Mai den Tarif durch: «… soll Kulturarbeit nicht in Routine verfallen; und wo eigene Aktivitäten nie von aussen hinterfragt werden, droht bald einmal Selbstgefälligkeit.» Die Veranstalter werden mit Leistungsvereinbarungen an die Leine genommen. Die Kunstschaffenden erhalten Tipps, zum Beispiel, dass auch ein Künstler wirtschaftlich denken muss, er könnte doch bei Vernissagen einen Bratwurststand aufstellen.

Drei Tage nach der Premiere: In den Medien wird ein Antrag des Vereins Kultur Toggenburg an den Kantonsrat publik, der einen Beitrag von 85'000 Franken aus dem Lotteriefonds zum Inhalt hat. Der Antrag wurde am Forum nicht erwähnt. Das Publikum recherchiert: «Für den Aufbau des Vereins Kultur Toggenburg, die Entwicklung eines Kulturleitbildes und die Etablierung der gemeinschaftlichen Kulturförderplattform wird mit Kosten von rund 115'000 Franken gerechnet.» Gnädig meint es die regionale Förderstelle toggenburg.ch, indem sie dem Verein Arbeitsleistungen (des Produktionsassistenten) im Umfang von 30'000 Franken schenkt. Blatter dazu: «Die effektive Entschädigung entspricht bei weitem nicht der tatsächlichen Beanspruchung.» *Michael Hug*

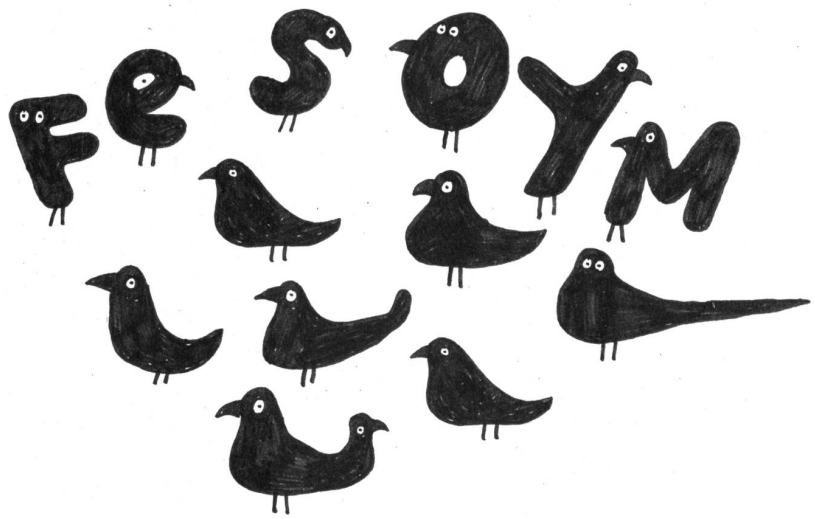

Illustration: Beni Bischof